

07.05.2015
074a

PRESSEMITTEILUNGEN
DER DEUTSCHEN
BISCHOFSKONFERENZ



Es gilt das gesprochene Wort!

Digitalisierung: Den Mensch in den Mittelpunkt stellen

**Rede von Kardinal Reinhard Marx,
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz,
beim MDG.Medienforum „Medienwandel erfolgreich gestalten“
am 7. Mai 2015 in Fürstentfeldbruck bei München**

*Meine sehr verehrten Damen und Herren,
lieber Mitbruder Gebhard,
sehr geehrter Herr Keese,
verehrte Frau Schick,
sehr geehrter Herr Günther,
geschätzte Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der MDG,*

Zu Beginn darf ich Ihnen, sehr geehrter Herr Günther, für die Einladung danken, anlässlich des 40-jährigen Bestehens der Mediendienstleistungsgesellschaft MDG einige Worte zu sagen. Außerdem möchte ich Ihnen und dem ganzen Team der MDG zum 40-jährigen Bestehen herzlich gratulieren. Ich freue mich über das große Interesse der Damen und Herren aus dem Medienbereich an dieser Veranstaltung.

Ihre Aufgabe, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der MDG, ist es, zu beraten. „Kompetenz bei Veränderung“, so lautet das Leitwort Ihres Unternehmens. Sie begleiten katholische Unternehmen aus dem Medienbereich durch anstehende Veränderungsprozesse. Die Feier Ihres Jubiläums haben Sie unter den Stern des wahrscheinlich größten Veränderungsprozesses unserer Tage gestellt: den digitalen Wandel. Die Digitalisierung ist der wichtigste Treiber weltweiter ökonomischer und gesellschaftlicher Veränderungsprozesse.

Die Berührungspunkte der Digitalisierung sind allumfassend. Scheinbar nichts kann sich ihr entziehen, wird nicht durch sie beeinflusst und verändert. Im Folgenden werde ich den Fokus auf die gesellschaftlichen Dimensionen der Digitalisierung legen. Es ist der Versuch, einen kleinen Ausblick auf mögliche, auf uns zukommende Herausforderungen zu wagen. Dabei möchte ich auch

Kaiserstraße 161
53113 Bonn
Postanschrift
Postfach 29 62
53019 Bonn

Tel.: 0228-103 -214
Fax: 0228-103 -254
E-Mail: pressestelle@dbk.de
Home: www.dbk.de

Herausgeber
P. Dr. Hans Langendörfer SJ
Sekretär der Deutschen
Bischofskonferenz

auf persönliche Eindrücke meiner USA-Reise Anfang des Jahres zurückgreifen, die mich unter anderem ins Silicon Valley geführt hat, und ebenso die Impulse, die wir Bischöfe auf dem Studientag „Kirche und Medien: Social Media“ während der Frühjahrsvollversammlung gehört haben, mit einbringen.

Betonen möchte ich, dass ich, auch wenn ich im Folgenden viele Fragen formulieren werde, diese nicht als Kultur-Pessimismus oder als Schwarz-Weiß-Malerei verstanden wissen möchte. Denn die Digitalisierung ist nicht einfach und schlicht abzuqualifizieren! Die Digitalisierung beinhaltet zahlreiche Chancen, die auch mich faszinieren. Sie hat schon jetzt, obgleich sie noch in ihren Anfängen steckt, revolutionäre Kräfte entwickelt. Schnell ist deutlich geworden, dass sich diese revolutionären Folgen nicht nur auf die Art unserer Kommunikation beschränken, sondern dass zum Beispiel mit Hilfe der sozialen Kommunikationsmittel eine neue, noch nicht absehbare Dynamik in unsere Gesellschaft gekommen ist und weiter kommen wird. Ein Potential der Veränderung, des Wandels!

Lassen Sie mich einige Themenfelder ansprechen und dazu Fragen formulieren, die sich mir aus der Perspektive kirchlicher Verantwortung für die Gesellschaft aufdrängen. Denn ich bin überzeugt, dass wir, wenn es uns gelingt Fragen zu formulieren, die reine Beobachterperspektive verlassen und uns einem notwendigen Diskurs nähern.

Lassen Sie mich jedoch mit einigen persönlichen Eindrücken beginnen. Meine Reise in die USA und dort ins Silicon Valley hat mich sehr beeindruckt. Wir waren einige Tage in Palo Alto und ich konnte unter anderem Google und Facebook besuchen. Was Sie dort sehen können, welche Welt Ihnen dort begegnet, ist, meine sehr geehrten Damen und Herren, gleichermaßen imponierend wie auch irritierend. Herr Keese, Sie haben gerade von einigen Erfahrungen Ihrer Monate in dem, wie Sie es im Titel Ihres Buches schreiben, „mächtigsten Tal der Welt“, berichtet. Ich muss zugeben, dass es mir in meinen Tagen dort ähnlich ging. Man ist von der schieren Innovationskraft und Kreativität erschlagen und wird von einem Geist mitgerissen, der scheinbar keine Grenzen kennt. Eine bescheidenere Beschreibung fällt mir nicht ein, und wäre den Tatsachen wirtschaftlicher und innovativer Unternehmenskraft vielleicht auch nicht angemessen. Man spricht im Silicon Valley aktuell vom „GNR-Zeitalter“. GNR steht für Gentechnik, Nanotechnologie, Robotik. Allein diese Spannweite macht deutlich, dass es längst nicht mehr nur um die Optimierung von Suchmaschinen oder neuer sozialer Kommunikationsmittel geht. Das Silicon Valley ist bereits viel weiter. Es scheint nichts zu geben, was nicht möglich ist. Mit einem unglaublichen Selbstbewusstsein werden Probleme und Ideen angegangen, die unsere Vorstellungen überschreiten und auch irritieren.

Prof. Dr. Alexander Filipovic, Medienethiker an der Hochschule für Philosophie in München, schreibt in seinem Artikel „Die Datafizierung der Welt. Eine ethische Vermessung des digitalen Wandels“ einen für mich sehr eindrücklichen Satz, den er auch beim Studientag der

Deutschen Bischofskonferenz vorgetragen hat und der mir in diesem Zusammenhang im Ohr geblieben ist.

„Die Digitalisierung ist ein Zeichen der Zeit, ein Sprung, ein Bruch, den man später an den Anfang des 21. Jahrhunderts datieren wird. Hier zeigt sich eine neue Gestalt des Lebens und auch eine neue Ordnung, ein neues Regime, was Politik, Ökonomie, Alltag und die Medien gleichermaßen betrifft. Mit dem technologisch induzierten neuen Paradigma ändert sich das Selbst- und Weltverhältnis der Menschen.“

Zu Beginn habe ich beinahe nebenbei gesagt, dass die Digitalisierung der wichtigste Treiber weltweiter gesellschaftlicher und ökonomischer Veränderungsprozesse und Entwicklungen ist. Glaubt man den Experten, werden sich diese Veränderungsprozesse und auch die technischen Entwicklungen in den kommenden Jahren exponentiell fortsetzen. Wenn ich dies mit der Einschätzung zusammenbringe, dass wir uns mitten im Prozess dieser technischen Entwicklungen befinden, kann einem schwindelig werden. Technische Entwicklungen werden uns in den kommenden Jahren in einem weit größeren Ausmaß bevorstehen, als sie bisher zu beobachten gewesen sind. Die Entwicklungsschritte werden sehr viel größer sein und sehr viel schneller gehen, als wir es in der Vergangenheit erlebt haben. Da darf man sich fragen, wohin uns das führen wird. Vor welchen Herausforderungen werden wir stehen? Wie werden diese unsere Gesellschaft verändern und unser Zusammenleben prägen? Wie soll man heute abschätzen können, was in drei, was in fünf, was in zehn oder sogar in zwanzig Jahren sein wird? Was beziehungsweise wer treibt diese Entwicklungen voran?

Im Silicon Valley habe ich immer wieder einen Satz gehört, der zunächst sehr gewinnend klingt und der als treibende Kraft der Entwicklung verkauft wird: „To make the world a better place.“ Hinter diese Aussage möchte ich ein Fragzeichen stellen und sie zur ersten meiner Anfragen an die Digitalisierung, an den digitalen Wandel machen.

„**To make the world a better place?**“ Ergänzen wir diesen Slogan um das inoffizielle Motto von Google: „Don't be evil.“ Als Kirche kann ich an dieser Stelle ja eigentlich nur in die Hände klatschen, denn mit dieser Überzeugung arbeiten wir seit über 2.000 Jahren! Die Idee, die Welt zu einem besseren Platz für alle Menschen zu machen, ist großartig! Und das von einem der größten Unternehmen weltweit. Doch, blickt man hinter dieses Postulat, kommt wie sooft das große „aber“. Denn welche Weltanschauung, welches Menschenbild, welche Ideologie steckt hinter dem Anspruch der Weltverbesserung? Was bleibt jenseits aller romantisierten Gründungsgeschichten der Big-Data Unternehmen? Was treibt die kreativen Köpfe? Was treibt die Investoren und Kapitalgeber? Wollen sie in einem grenzenlosen Akt der Selbstlosigkeit die Welt zu einem besseren Ort machen? Diese Vorstellung erscheint mir doch reichlich naiv.

Denn was ich im Silicon Valley auch erleben konnte, ist die Idee, dass all das, für das meine Vorstellungskraft reicht und was technisch möglich ist, faktisch auch umgesetzt wird. Der

technische und auch der ökonomische Imperativ beherrschen die Köpfe. Eine ethische Debatte um die Grenzen des Machbaren, um ihre Konsequenzen findet nicht statt. Man geht sogar einen Schritt weiter und bereitet sich selbst auf die Dinge vor, die wie reine Science-Fiction anmuten, in der Hoffnung und in dem Vertrauen auf die kommenden technischen Entwicklungen und Möglichkeiten. Ein begleitender Diskurs um die Technikfolgenabschätzung nach europäischem Verständnis fehlt. Eine solche Diskussion wird bisher vor Ort auch weder von den Universitäten, noch von der Kirche oder anderen staatlichen oder zivilgesellschaftlichen Institutionen mit entsprechender Öffentlichkeit und ausreichendem Nachdruck geführt. Zwar lehnen die Unternehmen eine ethische Debatte nicht grundsätzlich ab, man ist prinzipiell sogar offen für Diskussionen, aber realistische Folgen für das eigene unternehmerische Handeln werden der Ethik nicht zugestanden. Der Gedanke, etwas, das machbar ist, nicht umzusetzen, da es ethische Bedenken gibt, erscheint vollkommen abwegig. Bestenfalls dominiert eine Ethik des kleineren Übels, des „minus malum“. Der Erfolg, das enorme im Silicon Valley vorhandene Investitionskapital und die ständig steigenden Nutzerzahlen scheinen dieser Herangehensweise Recht zu geben.

Das Motto „to make the world a better place“, korrespondiert mit einer Ideologie eines technischen und ökonomischen Imperativs. Man wolle, so habe ich es im Silicon Valley erfahren, den Menschen bei der Entfaltung seiner ureigenen Bedürfnisse unterstützen. Man sei vollkommen und ganz auf den Nutzer fixiert, er bestimme die Richtung und den Weg. Seine Wünsche und sein Wesen gäben vor, was technisch umgesetzt wird. Und wenn es allen nützt und es alle nutzen, kann es doch nur richtig sein. Der Mensch sei frei und könnte diese Freiheit aufgrund der ihm zur Verfügung gestellten technischen Hilfsmittel nun endlich in ganzer Fülle nutzen.

Ich muss zugeben, meine Damen und Herren, mich erschreckt diese Denkweise bei aller Sympathie für den Anspruch der Weltverbesserung. Nicht, weil ich einen grundsätzlichen Kultur- und Technikpessimismus hege, sondern weil ich überzeugt bin, dass wir einen ethischen Diskurs über die Folgen, ein Betrachten und auch Abwägen der Chancen und Risiken der Digitalisierung auf breiter Front brauchen.

Lassen Sie mich also zu den schon einleitend formulierten Fragen noch einige ergänzen: Wohin führen uns die Leitsätze „don't be evil“ und „to make the world a better place“? Dürfen wir auf diese Heilsversprechen kritiklos vertrauen? Darf Machbarkeit und ökonomischer Profit alleiniger Maßstab eines unternehmerischen Denkens sein, welches als Treiber der Digitalisierung einen so enormen Einfluss auf uns alle hat? Kann ein ethischer Diskurs mit der Geschwindigkeit des technischen Fortschritts überhaupt mithalten, ohne zu einem grundsätzlichen Innovationshemmnis zu verkommen? Wie kann und wie sollten Gesellschaft, Politik, Wirtschaft und Kirche hier in einen Dialog kommen? Denn, was eine bessere Welt ist, muss gemeinsam inhaltlich gefüllt werden.

Ein zweiter Punkt: Die Frage ist ja gar nicht mehr, *ob* die Digitalisierung sich auf unser gesellschaftliches Zusammenleben auswirkt, sondern nur noch: *wie*? **Für mich impliziert die Betrachtung eines solchen Prozesses notwendigerweise immer die Frage nach denjenigen, die am Rand stehen bzw. die an den Rand gedrängt werden. Eröffnet der Prozess, in dem wir uns befinden, Chancen für alle?** Wie gehen wir mit den Schwachen um, die aufgrund ihrer Lebensbedingungen oder auch aus eigener Kraft heraus dem digitalen Wandel nicht folgen können oder wollen? Lassen Sie mich dies zum Kern meiner zweiten Anfrage an die Digitalisierung machen.

Am 27. Juni 2011 habe ich den Impulstext „Chancengerechte Gesellschaft – Leitbild für eine freiheitliche Ordnung“ der Kommission für gesellschaftliche und soziale Fragen der Deutschen Bischofskonferenz, deren Vorsitz ich seinerzeit innehatte, vorgestellt. Seinerzeit haben wir für die Folgen der Finanz- und Wirtschaftskrise die Analyse festgehalten:

„Sie spalten die Gesellschaft in Gewinner und Verlierer, in Optimisten und Pessimisten. Denn denjenigen, die mit Vertrauen und Zuversicht nach vorne schauen, die die vielfältigen Chancen und Möglichkeiten unserer freiheitlichen und modernen Gesellschaft ergreifen, stehen diejenigen gegenüber, die zögernd und ängstlich sind, kein Weiterkommen sehen und verharren. Vielleicht resignieren sie auch und richten sich deshalb am Rande der Gemeinschaft ein oder aber sie finden sich ohne eigene Schuld dort wieder. Sie bezweifeln, dass in diesem Gemeinwesen jeder gebraucht wird und einen Platz hat.“

Ich frage mich, ob diese Analyse nicht auch für die Folgen der Digitalisierung und des digitalen Wandels gilt. Im Silicon Valley lässt man sich schnell berauschen und ist von dem dort herrschenden Optimismus und der Euphorie mitgerissen. Dort treffen Sie auf die Gewinner der Digitalisierung, auf Optimisten, die die Chancen und Möglichkeiten ergreifen. Sie sind mutig, zögern nicht und ihr Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und ihre Gestaltungskraft ist groß. Doch wenn Sie dieses Tal verlassen, erleben Sie die andere Seite der Digitalisierung. Dafür reichen wenige Kilometer, Sie müssen nicht erst am anderen Ende der Welt suchen. Sie finden bereits hinter dem Ortsschild von Palo Alto den „Rand“, die Verlierer der Digitalisierung. Sie finden diejenigen, die es nicht geschafft haben, ihre Fähigkeiten in diesen neuen Markt einzubringen. Die nicht mithalten können, nicht in der Lage sind, die viel gepriesenen Chancen wahrzunehmen. Glaubt man einer aktuellen Umfrage des Instituts für Demoskopie Allensbach in Deutschland, sind 53 Prozent der Befragten überzeugt, dass die Digitalisierung ganze Berufsgruppen überflüssig machen wird. Eine Studie der Professoren Carl Benedikt Frey und Michael A. Osborne von der Universität Oxford kommt 2013 zu dem Schluss, dass in den USA bis 2030 rund 47 Prozent der untersuchten Berufsbilder der Automatisierung zum Opfer fallen könnten.

Noch sind das Spekulationen. Sicher ist jedoch, dass sich die meisten Branchen, wenn nicht sogar alle, mit zunehmender Vernetzung und Automatisierung vor große Veränderungen ihrer

Arbeitsplätze gestellt sehen. Die verschiedenen Gesprächspartner aus der Wirtschaft, die ich in den USA treffen konnte, sagen voraus, dass sich die Arbeitswelt in einem Ausmaß zu verändern beginnt, das mit der industriellen Revolution vergleichbar ist. Arbeitsplätze und wahrscheinlich ganze Arbeitsfelder werden wegfallen. Mathematische Logarithmen können die anfallenden Aufgaben verlässlicher, schneller und kostengünstiger erledigen. Das Verhältnis von Zeit und Ort zur Arbeit wird neu definiert. Arbeit wird zu einem Angebot, das über digitale Plattformen global organisiert werden kann. Dort werden sich die Anbieter und Auftraggeber finden und sich einig werden, dort wird die Konkurrenz ausgelotet, dort muss der Arbeitgeber seine Leistung, dort muss er sich selbst präsentieren und vermarkten.

Auch aus dieser Wahrnehmung ergeben sich Fragen, die wir besprechen sollten: Kann in einem derart dynamischen Markt jeder bestehen? Wer wird an den Rand gedrängt und wem eröffnen sich neue Chancen? Welche wirtschaftlichen und sozialen Folgen bringt die „digitale Kluft“ mit sich? Welche Länder, welche gesellschaftlichen Schichten, welche Altersgruppen werden davon profitieren und welche eben nicht? Was bedeutet dies für den sozialen Frieden und für soziale Gerechtigkeit? Müssen wir die Bedingungen für eine „chancengerechte Gesellschaft“ neu definieren? Können einer solchen globalen Gesellschaft, solch einem globalen Markt Regeln gegeben werden? Wer bestimmt sie, wer setzt sie durch?

Erlauben Sie mir in meinem nächsten Punkt eine sehr grundsätzliche Anfrage zu stellen: Auf den ersten Blick wird sie Ihnen vielleicht zu philosophisch und rein theoretisch erscheinen, aber ich bin überzeugt, dass aktuell etwas sehr Wichtiges unter Druck gerät. Wir sind als katholische Kirche überzeugt, dass die Sorge um den Menschen im Zentrum aller Bemühungen um eine chancengerechte Gesellschaft stehen muss. Nur vom Menschen her kann es gelingen, Antworten zu suchen und zu finden auf die Herausforderungen unserer Zeit.
Doch welches Verständnis vom Menschen transportiert die Digitalisierung?

Fragt man im Silicon Valley nach, dann heißt die Antwort, dass der Nutzer – also der Mensch – im Mittelpunkt allen Handelns steht. Er ist der Motor der Entwicklungen und er gibt die Richtung vor. Seinem Wunsch nach Freiheit, Kommunikation, nach Überwindung von Grenzen wollen die Entwickler gerecht werden. Deshalb heißt es etwa: „For Google, the user comes first.“ Doch was verbirgt sich hinter dem „Nutzer“? Ist denn der „Nutzer“ im Sinn der Digitalisierung gleichbedeutend mit „Mensch“ im christlichen Sinn?

Die Kirche hat sich seit jeher intensiv mit der Frage beschäftigt, was das Menschsein und den Menschen ausmacht. Die katholische Sozialethik und Soziallehre betont das besondere Verständnis des Menschen als Person. Er ist eben nicht nur ein Individuum, nicht nur Objekt, nicht nur Nutzer oder digitale Datenansammlung. Wenn ich jedoch schaue, welche Rolle dem Menschen in den aktuellen Diskussionen im Zuge der Digitalisierung zugestanden wird, sehe ich, dass der Mensch als Person unter Druck gerät. Die Kommerzialisierung sämtlicher menschlicher Lebensvollzüge birgt die Gefahr, den Menschen auf einen eigennützigen „user“ zu reduzieren, der über die von ihm vorhandenen Daten eingeschätzt, bewertet, beurteilt und

am Ende vermarktet werden kann. Der Mensch ist aber immer „ich“ und „wir“ zugleich. Das heißt „Person“.

Wir müssen uns also fragen, welches Menschenbild die Digitalisierung fördert. Welchen Preis sind wir bereit zu zahlen, welche Grundrechte sind wir bereit aufzugeben, um die Vorzüge des digitalen Wandels nutzen zu können? Reicht uns ein Dasein als „user“?

In diesem Zusammenhang komme ich zu meiner letzten Anfrage: **Welche Rolle fällt dem Staat zu?** Wird er zunehmend zu einem reinen Beobachter degradiert?

Sie, Herr Keese, beschreiben in Ihrem Buch sehr eindrücklich die faktische Macht und das Selbstverständnis von Google, Apple, Facebook und Amazon. Sie seien „veritable Mächte mit Herrschaftsanspruch und politischem Gestaltungswillen“. Allein durch ihre enorme Größe, ihren Einflussbereich und ihre Monopolstellung sind sie zu einem politischen Gegenüber geworden. Kommt der Google-Verwaltungsratspräsident Eric Schmidt nach Berlin, werde er wie ein Staatsoberhaupt empfangen: „Fast so, als würde die Bundesrepublik freundschaftlich-diplomatische Beziehungen zum virtuellen Superstaat Google unterhalten.“

Im Silicon Valley wird schnell deutlich, wie weit das Selbstverständnis der dort ansässigen Unternehmen reicht: Der Staat ist dort kein Thema, eher als Hindernis im Blick. Viele seiner Strukturen und Funktionen, die wir als ureigen ansehen würden, werden von den Unternehmen übernommen. Sie sorgen für alles, vom Nahverkehrsnetz bis zum Bildungsangebot. Es herrscht eine Art „brillante Anarchie“. Der Staat wird als Ordnungsgeber, als Regulierer nicht gebraucht. Er scheint überflüssig zu sein und ist eher Innovationshemmnis als notwendiger Rahmen. In Europa kommt es einem gemeinsamen staatlichen Kraftakt gleich, wenn die EU-Kommission kartellrechtliche Bedenken bei Google prüft und sich mit dem Datenschutz bei Facebook befasst. Das Leistungsschutzrecht für Presseverleger in Deutschland hat in der Praxis wenig verändern können. Schon die Größe der Big-Data-Unternehmen lässt sie zu quasi-politischen Akteuren werden, denen die nationale Gesetzgebung offenkundig wenig entgegenzusetzen hat.

Was bleibt unter diesen Vorzeichen von der Vorstellung der katholischen Soziallehre, dass die Grundlage jeder gesellschaftlichen Entwicklung das Vorhandensein einer funktionierenden Ordnung sein muss? Was geschieht, wenn die für diese Ordnung notwendigen Institutionen von wirtschaftlich getriebenen Unternehmen bestimmt werden? Was geschieht wenn der „Herr über meine Daten“ zum Herrn über den mich umgebenden politischen und rechtlichen Rahmen wird? Wenn das Wissen und die Gestaltungsmacht über so viele in den Händen von so wenigen liegt? Wer beeinflusst dann die Formen gesellschaftlichen Zusammenlebens und wo bleibt die Idee des Sozialstaates? Potenziert die Digitalisierung die Probleme der Globalisierung?

Meine sehr verehrten Damen und Herren, am Ende scheint sich ein düsteres Bild zu ergeben. Wie Sie sehen, stehen mit Blick auf die Folgen der Digitalisierung für unsere Gesellschaft und unser Zusammenleben deutlich mehr Fragen und Unsicherheiten auf der Agenda, als wir Antworten anzubieten haben. Aber ich möchte diese düstere Stimmung nicht am Schluss stehen lassen, da damit nicht alles gesagt ist.

Was uns in den kommenden Jahren an Fortschritt bevorsteht, können wir im Moment nicht abschätzen. Es überschreitet zum Teil unsere Vorstellungen. Und das gilt auch für die exponentielle Entwicklung. Noch vor einigen Jahren war, um ein klassisches Beispiel zu nennen, das selbstfahrende Auto eine interessante und etwas befremdliche Idee. Es mutete eher wie ein Spielzeug an, denn als massentaugliches Beförderungsmittel. Doch Mitte April dieses Jahres ist Bundesverkehrsminister Alexander Dobrindt in einem selbstfahrenden Auto über die A7 gefahren. So schnell können die eigenen Vorstellungen also von der Realität eingeholt werden.

Die Digitalisierung birgt viele Ambivalenzen. Die Fragen, die ich versucht habe aufzuwerfen, sind nur ein Bruchteil von dem, über das es nachzudenken gilt. Im Kern vieler Anfragen steht die Wahrnehmung einer zunehmenden Komplexität, die nicht einfach reduziert werden kann. Wir werden kein Zurück in übersichtliche Zeiten erleben. Sondern die Menschen müssen befähigt und ermutigt werden, in einer immer komplexer werdenden Welt, mit den Herausforderungen des gesellschaftlichen Wandels und auch des digitalen Wandels, sowie mit einer zunehmenden Unübersichtlichkeit und Unsicherheit frei und verantwortlich umzugehen. Nur so können wir Verantwortung für das eigene Leben, für unsere persönliche Entwicklung und für die Gesellschaft übernehmen.

Ob wir eine Gesellschaft sind und noch mehr schaffen, die jedem immer wieder eine Chance geben will, wird sich auch in der Digitalisierung erweisen, die eigentlich schon jetzt alle Lebensbereiche betrifft. Die katholische Soziallehre und Ethik sind gefordert, sich mit der Frage des gesellschaftlichen Zusammenlebens und der daraus erwachsenden Verantwortung im Hinblick auf die Digitalisierung zu befassen. Wir müssen uns als Gesprächspartner anbieten und unser Wissen in eine notwendige Diskussion einbringen. Diesem Diskurs kann Kirche sich nicht entziehen! Vielmehr können und sollten wir auch als Kirche diesen Diskurs mitgestalten! Dazu müssen wir allerdings auch in den zu verhandelnden Fragen kompetente und konstruktive Gesprächsangebote auch auf globaler Ebene machen können. Dabei ist mir wichtig: Wir dürfen, weder als Kirche, noch als Gesellschaft oder Politik in reinen Kultur- oder Technikpessimismus verfallen, denn er würde uns handlungsunfähig machen.

Hat nicht gerade der christliche Glaube mit seinem positiven Menschenbild, seinem Hoffnungspotential für Schöpfung und Geschichte, seiner Leidenschaft für Wissen und Bildung, seinem Universalismus und seiner Kraft, Menschen unterschiedlicher Herkunft zusammenzuführen, alle Chancen in gewisser Weise die Religion der Zukunft zu werden? Ich glaube ja.